

Thomas Weißenborn:

„Tatsächlich war es wie ein zweites Coming-Out“ – (Un)Prophetische Anmerkungen zu einem Artikel in der „Zeit“

Ein „Megatrend“ am Ende?

Wenn man die Veröffentlichung einer sicher nicht zu Unrecht „Zukunftsinstitut“ genannten Organisation liest, scheint der Individualismus nicht nur ein „Megatrend“, sondern geradezu das Nonplusultra zu sein. „Individualität bedeutet die Freiheit zur Wahl“, heißt es dort. „Selbstbestimmt zu entscheiden, wie und wo man lebt, welchen Beruf man ergreift oder welche Form der Sexualität praktiziert wird. Individualisierung ist der Prozess, den Freiheitsraum und die Möglichkeiten für den Einzelnen auszuweiten.“ Nach „Autonomie und Freiheit zu streben... scheint im existenziellen Wesen des Menschen zu liegen“, ja „das Glück des Menschen ist offensichtlich daran gebunden, in Freiheit und Selbstverantwortung zu leben. [...] Weltweit sind immer mehr Menschen... als Migranten unterwegs, um jenseits ihres bekannten Horizonts das persönliche Glück und ihre Verwirklichung zu finden. Politische Systeme, die diesem Streben zuwiderhandeln, sind über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt – wie die Geschichte eindrucksvoll belegt.“ (Zukunftsinstitut o.J.)

Da ist er, der untrügliche Fortschrittsoptimismus, mit dessen Hilfe ein Großteil unserer Medien die einen Entwicklungen als ‚rückständig‘, ‚überholt‘ oder gar (der schlimmste aller denkbaren Vorwürfe!) als ‚mittelalterlich‘ bezeichnen, während anderes als ‚zukunftsweisend‘, ‚progressiv‘ und ‚zeitgemäß‘ klassifiziert wird. Insofern scheint alles in bester Ordnung zu sein und jedes Nachdenken über ein ‚nach dem Individualismus‘, wie es in diesem Jahrbuch geschieht, völlig überflüssig – oder noch schlimmer: ‚rückwärtsgewandt‘.

In den letzten Jahren hat dieser Fortschrittsoptimismus allerdings ein paar Kratzer und Beulen bekommen, an manchen Stellen ist sogar richtiggehend der Lack ab. Dass die weltweite politische Entwicklung auf eine immer größere Demokratisierung hinausläuft – was ja bei einem Megatrend Individualismus zu erwarten wäre – scheint längst nicht mehr so sicher zu sein wie noch vor einem Vierteljahrhundert. Auch die Marktwirtschaft, also das Wirtschaftsmodell des Individualismus, wird von vielen mit Skepsis betrachtet, was nicht zuletzt an den wachsenden Widerständen gegen die Globalisierung und den internationalen Handel bemerkbar ist. Menschen wollen zwar weiterhin als Individuen wahrgenommen werden, als einzigartige und unverwechselbare Wesen, sie wollen nicht in irgendeiner Masse verschwinden und legen großen Wert darauf, ihre millionenfach produzierten Konsumgüter zu ‚individualisieren‘ – aber trotzdem hat der damit unabdingbar verbundene Wert der Freiheit stark an Verheißungskraft eingebüßt.

Anhand der Definition des Begriffs ‚Gerechtigkeit‘ wird dies deutlich: Ein klassischer Individualist wird sie vor allem im Sinne der Chancengleichheit interpretieren. Gerecht geht es also zu, wenn den unterschiedlichen Individuen die gleichen Zugangsmöglichkeiten in Bezug auf Arbeit und Karriere, politische Ämter und gesellschaftliche Funktionen eingeräumt werden. Das Ergebnis ist zwangsläufig eine Ausdifferenzierung. Wenn es wirklich streng nach dem Leistungsprinzip geht, werden nämlich jeweils ‚die Besseren gewinnen‘. Und weil Individuen unterschiedlich sind, wird diese Unterschiedlichkeit eher verstärkt als beseitigt werden.

Das gefällt vielen Menschen nicht, weswegen ‚Gerechtigkeit‘ zunehmend nicht mehr vom Ausgangspunkt, sondern vom Ergebnis her verstanden wird. Gerecht geht es danach erst dann zu, wenn alle über die jeweils gleichen Ressourcen verfügen. Im Idealfall haben also alle die gleiche politische Macht, den gleichen gesellschaftlichen Einfluss, die gleichen Anteile am Marktgeschehen und natürlich die gleiche Entlohnung. Solange dies noch nicht vollkommen gewährleistet ist, tut sich immer irgendwo eine ‚Gerechtigkeitslücke‘ auf, die es zu schließen gilt.

Sollte diese Richtung in den kommenden Jahren die Oberhand gewinnen, brauchen wir uns über die Zukunft des Individualismus keine Gedanken zu machen – dann hat er nämlich keine mehr. An seine Stelle träte eine durch und durch einheitlich strukturierte Gesellschaft, in der jede individuelle Lebensäußerung vehement bekämpft werden müsste, weil sie das große Ganze notwendigerweise durcheinanderbrächte. Denkbar wären dann höchstens noch ein paar Nischen, in denen Individualität zugestanden werden kann.

Hurra, ich bin so wie andere!

Das ist jedoch nur eine Seite, von der aus der Individualismus unter Druck geraten ist. Die andere geht interessanterweise von den Individualisten selbst aus. Was ich damit meine, möchte ich anhand eines Artikels in der Wochenzeitung „Die Zeit“ deutlich machen, jenem von meinem alt68er Gemeinschaftskundelehrer in den achtziger Jahren als „Bildzeitung der Intellektuellen“ geschmähten Zentralorgan des immerwährenden gesellschaftlichen Fortschritts. Ich habe dafür zwar leider keinerlei statistischen Belege, wage als einigermaßen regelmäßiger Leser allerdings die Behauptung, dass sich dort in den letzten Jahren Beiträge gehäuft haben, die zunächst scheinbar den „Megatrend Individualismus“ stützen, dann aber doch irgendwie kurz vor dem Ziel in eine ganz andere Richtung abbiegen.

Geradezu repräsentativ erscheint mir in dieser Hinsicht ein Essay vom Juni 2017, in dem unter dem Pseudonym „Petra Bergmann“ eine Frau über ihre Sexualität reflektierte. Diese Dame gehört einer der zumindest auf den ersten Blick individualisiertesten Gruppen überhaupt an, jener unter dem Stichwort des Regenbogens zusammengefassten ‚bunten‘ Sexualität, die sich nur durch ständig zu erweiternde Buchstabenkombinationen bezeichnen lässt. Wenn also irgendwo die Individualität zu Hause ist, dann hier im Feld der wirklich selbstbestimmten Sexualität, frei von jeglichen ‚überkommenen Normen‘.

Verblüffend war hingegen schon die Überschrift des Artikels, die ebenfalls zu einem christlichen Beziehungsratgeber hätte passen können: „Verkehr lieber später“ (Bergmann 2017). Im Text selbst geht es um ein Phänomen, das die Autorin schon im Anriss mit den Worten zusammenfasst: „Ich schlafe erst mit jemandem, wenn ich eine emotionale Bindung aufgebaut habe.“

Das ist ein Bekenntnis, das vermutlich weite Teile der Bevölkerung immer noch teilen, weswegen die meisten Menschen einen in dieser Hinsicht das eigene Herz offenbarenden Artikels für überflüssig halten (die Leserkommentare unter der Online-Ausgabe des Beitrags sprechen Bände). Bergmann dagegen offensichtlich nicht. In ihren Ausführungen zeigt sich nämlich ein gewisses Unbehagen mit der sicherlich nicht von der Hand zu weisenden Tatsache, dass sie deswegen in den Kreisen, in denen sie sich bewegt, als spießig erscheinen könnte, was sie wiederum anscheinend in einen (zumindest gefühlten) Rechtfertigungszwang bringt.

Gleich zu Anfang macht sie denn auch zwei Gegenüber aus, von denen sie sich auf jeden Fall abgrenzen möchte, obwohl sie ihrer Form der Sexualität scheinbar zum Verwechseln ähnlich sehen. Da ist zum einen die „ultimative Erfüllung der schönsten Hollywood-Fantasie“ und zum anderen der „Albtraum einer prüden Erziehung“. Tatsächlich geht es der Autorin nämlich weder um den „Versuch, einem romantisch verklärten Ideal nachzueifern, noch um eine moralische Entscheidung“. Mit „ziemlich traditionell(en) heteronormativen Mustern“ möchte sie ebenso wenig zu tun haben wie sie die „Codes einer weiblichen Sozialisierung“ und die damit verbundenen „Erwartungsraster“ durchschaut. Statt dessen liebt sie „die Freiheit, Sex und Beziehungen nicht nach vorgegebenen Mustern, sondern nach eigenen Definitionen leben zu können“.

Die Autorin hat gerade deswegen allerdings ein Problem, das zwangsläufig auftritt, wenn der eigentlich individuell gewählte Lebensstil dem ‚Mainstream‘ voll entspricht. Man kann eben kein Individualist sein, wenn man genauso ist wie die anderen. Noch schlimmer ist es, wenn die eigene Sexualität ziemlich bürgerlich erscheint und man sich zugleich in einem Szeneumfeld bewegt, in dem „wer... nicht mitmachen kann oder will, ... schnell als weniger

progressiv, offen und emanzipiert angesehen [wird] – sozusagen als Antithese all dessen, was sexpositive Feministinnen proklamieren. Eine befremdliche, oft auch schmerzhaftes Erkenntnis.“

Aber muss das so sein? Könnte darin nicht auch gerade der Beweis der eigenen Individualität bestehen, dass man sich um den ‚Mainstream‘ so wenig kümmert, dass es einem nichts (mehr) ausmacht, sich in ihm zu bewegen? Gehört zur Freiheit des Individuums nicht auch die Freiheit, gängige ‚Normen‘ und ‚Werte‘ gut finden zu dürfen und sie für sich zu übernehmen? Und warum sollte man in einer ‚fortschrittlichen‘ Szene nicht auch ‚rückschrittlich‘ sein dürfen, solange man die anderen nicht belästigt oder in ihrer Entfaltung behindert?

Bergmann reflektiert darüber interessanterweise nicht, sondern geht statt dessen einen Weg, der heute freilich ebenso als ziemlich konventionell bezeichnet werden muss: Sie macht sich im Internet auf die Suche nach einer Einordnung ihrer Sexualität. Dabei stößt sie auf eine neue „Identität“. Und so entdeckt sie „auf vielen Websites das Phänomen ‚Demisexualität‘“, also eine „Orientierung, die ins Spektrum der Asexualität fällt“. Was dann passierte, schildert sie mit folgenden Worten:

„Und ich wusste sofort: Die meinen mich! Ich las Berichte, stöberte in Foren und war unsagbar erleichtert, endlich eine Bezeichnung für diesen Aspekt meiner Sexualität gefunden zu haben, den ich nie so richtig hatte greifen, geschweige denn erklären können. Tatsächlich war es wie ein zweites Coming-Out. Ein paar Tage lang fuhr ich emotional Achterbahn, ließ vergangene Beziehungen und ambivalente Dating-Erfahrungen Revue passieren – und verstand plötzlich, warum ich mich zwanzig Jahre lang selbst in der LGBTQI-Community (in der ich doch eigentlich angekommen war) immer noch irgendwie anders oder falsch gefühlt hatte.“

Aus der Außenperspektive betrachtet, fallen hier verschiedene Dinge auf, die für unser Thema interessant sind. Da ist zum einen sicher die fast schon religiöse Sprache, in der von einem Bekehrungserlebnis berichtet wird, aber eben – und das ist bezeichnend – nicht von einem im Sinne des ‚freien Willens‘, sondern der ‚Prädestination‘ und ‚Vorherbestimmung‘. Bergmann entscheidet sich ja nicht, anders sein zu wollen, sondern erkennt, dass sie immer schon anders gewesen ist. Sie argumentiert ontologisch und essentialistisch, verweist also über sich selbst hinaus auf etwas ihr Unverfügbares, das ihr Sein unabänderlich determiniert.

Damit verbunden ist eine seltsame Mischung aus Konformität und Nonkonformität. Als Mitglied der „LGBTQI-Community“ zelebriert die Autorin einerseits ihr Anderssein – ihre Individualität! – gegenüber der „heteronormativen“ Gesellschaft, andererseits möchte sie aber gerade nicht das sein, was ein Individuum eigentlich ist: ein ‚Einzelding‘, eine ‚Entität‘, ein ‚einzelnes Seiendes‘. Sogar die „LGBTQI-Community“ ist ihr deshalb zu heterogen, in ihr fühlt sie sich „immer noch irgendwie anders oder falsch“. Sie sehnt sich daher nach einer Gruppe von Menschen, die ‚irgendwie genauso und richtig‘ sind, also so wie sie selbst.

Bezeichnend ist nun, dass diese Gruppe Gleichgesinnter keine Wahlgemeinschaft sein darf, also keine Versammlung von Individuen mit denselben Interessen, Werten und Normen, sondern sie muss ‚tiefer‘ angesiedelt sein, auf der Ebene von „Identität“ und Bedürfnissen. Die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft darf demnach nicht durch die Antwort auf Fragen wie ‚Was gefällt mir?‘ oder ‚Wofür will ich mich einsetzen?‘ bestimmt werden, sondern durch ein ‚Wer bin ich eigentlich?‘ An die Stelle der individuellen Freiheit tritt damit die Unabänderlichkeit, die selbstbestimmte Wahl wird durch ein unverrückbares Gegebenes ersetzt. Die Autorin möchte ein Individuum sein, aber eben nicht allein, sie will individuell sein, aber eben genauso wie andere – und das nicht als Ergebnis von Entscheidung und Wahl, sondern weil es eben so ist.

Die Schattenseiten des Individualismus

Treten wir einen Schritt zurück und betrachten wir die Sache auf einer Metaebene. Warum ist es eigentlich so schwer, ein Individuum zu sein? Die Antwort auf diese Frage ist ebenso simpel

wie erschreckend: weil man dann allein ist. Die Vorteile des Individualismus sind ja auch gleichzeitig seine Nachteile. Wer es genießt, seines Glückes Schmied zu sein und nur nach den eigenen Regeln zu leben, ist eben auch ganz allein für sein Scheitern verantwortlich. Diese Schattenseite wurde in der Vergangenheit zwar oft ausgeblendet, gehört aber unweigerlich dazu.

Und heute wird sie umso offensichtlicher. In seinem Buch „Das Zeitalter des Zorns“ macht der Literaturwissenschaftler Pankaj Mishra das „Ressentiment“ als das vorherrschende Gefühl der Gegenwart aus (Mishra 2017). Der entfesselte Individualismus, der seit der Aufklärung die Politik und vor allem die Wirtschaft des Westens bestimmt, produziert neben wenigen ‚Siegern‘ vor allem unglaublich viele ‚Verlierer‘ – und dabei noch mehr ‚gefühlte‘ als ‚echte‘. Uns mag es zwar in nahezu jeder Hinsicht besser gehen als unseren Vorfahren, wir verfügen über weitaus mehr Freiheiten und Rechte und noch viel mehr Wohlstand. Das ist allerdings nicht der Bezugspunkt der allermeisten Menschen, wir vergleichen uns statt dessen mit Zeitgenossen, die noch mehr Freiheiten haben als wir und denen es noch besser geht als uns. Andere sind überzeugender, schöner, erfolgreicher, materiell besser ausgestattet als wir – und das ist eine immerwährende Kränkung unseres Selbstbewusstseins.

Selbst die Lobeshymne des „Zukunftsinstituts“ verschweigt dies nicht, gibt ihm aber einen individualismustypischen Twist: „Die meisten Möglichkeiten, sein Leben selbstbestimmt zu gestalten, ergeben sich durch einen hohen Ausbildungsgrad mit einem anschließend gut bezahlten Job. [...] Auch die Pflicht, etwas aus sich zu machen, ist eine Folge der Individualisierung.“ (Zukunftsinstitut o.J.) Auf diesem Hintergrund wird das Scheitern entsprechend positiv gesehen: Die brüchig gewordene „moderne Erwerbsbiographie“ wird „positiv als zugewachsene Optionenvielfalt“ betrachtet, die Beziehungsunsicherheit „wechselnder Familienformen“ führt zur Erhöhung der „sozialen Adaptivität“. Hier zeigt sich ein Phänomen, das vermutlich für einen Großteil des ‚unguten Gefühls‘ in Bezug auf den Individualismus verantwortlich ist: Wer hat, dem wird auch gegeben, und wer nicht hat, der wird gnadenlos gezwungen, sich wenigstens das eigene Scheitern schön zu reden, um nicht vor der Welt und sich selbst als ‚Versager‘ da zu stehen.

Mit anderen Worten: Im Individualismus muss das Individuum nicht nur bestimmte Talente und Ressourcen besitzen (in unserem System ist das vor allem ausreichend Geld), um ‚mitschwimmen‘ zu können, es muss diese auch immer wieder unter Beweis stellen und damit inszenieren. Der Soziologe Ulrich Bröckling bescheinigt ihm nach der Auswertung einer breiten ‚Ratgeberliteratur‘ denn auch keine feste, in sich ruhende Identität, sondern eher eine, die ihm aufgegeben ist: Das Individuum „existiert nur im Gerundivum: als wissenschaftlich zu erkundendes, pädagogisch zu förderndes, therapeutisch zu stützendes und aufzuklärendes, rechtlich zu sanktionierendes, ästhetisch zu inszenierendes, politisch zu verwaltendes, ökonomisch produktiv zu machendes usw.“ (zitiert nach Kreutzer 2014). Das Ganze muss zudem entsprechend inszeniert werden, denn „in einer individualisierten Gesellschaft [ist es] verlangt, die eigene Persönlichkeit, die individuelle Besonderheit herauszustreichen. Die Wertestruktur sieht vor, eine ‚unverwechselbare Identität zu besitzen und dieser in ihren Lebensäußerungen einen authentischen Ausdruck zu verleihen‘,“ (Kreutzer 2014 mit einem Zitat von Bröckling).

Die Welt des Individualismus ist also ein ständiges Wechselspiel von Sein und Schein, weil es eben nicht nur darum geht, wie ich mich sehe und verstehe, sondern noch viel mehr darum, wie andere mich wahrnehmen. Von ihrem Urteil hängt schließlich mein Fortkommen in den verschiedenen Lebensbereichen ab und damit die Frage nach Erfolg oder Scheitern. Sieht man einmal von dem enormen Druck ab, unter den ein Individuum sich damit selbst setzt (und gesetzt sieht), wird auch verständlich, warum das die unterschwellige Wut des Ressentiments befördert, die allenthalben wahrgenommen wird. Auf diesem Hintergrund wird das eigene Scheitern nämlich entweder als Zurückweisung meiner Identität und der damit verbundenen Gaben und Fähigkeiten oder als (unberechtigte) Bevorzugung anderer verstanden, mit der unter Umständen noch das Gefühl verbunden ist, dass mir ‚zusätzliche Steine in den Weg

gelegt' wurden. Denn wenn alles ‚mit rechten Dingen zuginge', wäre mein Platz doch sehr viel weiter ‚oben'.

Zusätzlich angeheizt wird dieser Mechanismus übrigens noch durch die gesellschaftliche Verschiebung von einer Tugend- hin zu einer Werteorientierung, wie der Kulturwissenschaftler Wolfgang Ullrich herausgearbeitet hat (Ullrich 2017). Im Unterschied zu Tugenden, die im Stillen wirken, müssen Werte nämlich ebenfalls personifiziert und inszeniert werden, damit sie als solche wirksam sind.

Deutlich wird das etwa an folgendem Beispiel: Die ‚Mäßigung' gilt seit der Antike als Tugend, im römisch-katholischen Bereich sogar als Kardinaltugend. Als solche setzt sie keinerlei Ressourcen voraus, sondern nur einen entsprechenden Charakter: Ich muss mich zurückhalten können. In unserem Umgang mit den natürlichen Ressourcen könnte die Mäßigung ein Schlüssel zu mehr Nachhaltigkeit sein, denn dort äußert sie sich als Verzicht – Verzicht auf individuelle Mobilität mit Auto und Flugzeug, auf ‚elektronisches Spielzeug', Produkte aus Massentierhaltung und ausbeuterischen Arbeitsverhältnissen usw. Das Problem mit dieser Tugend ist allerdings, dass sie sich nicht wirklich inszenieren lässt. Wer nicht zum Kurzurlaub in den Süden fliegt, fällt ebenso wenig auf wie einer, der kein Smartphone besitzt, weil Elektroschrott die Umwelt belastet. Und wenn doch, dann bleiben die Motive unklar. Der Urlaubsverzicht könnte auch schlichte materielle Gründe haben und das Meiden von Smartphones einfach einer mangelnden Technikkompetenz geschuldet sein. Beides jedoch wirft das Individuum in seiner Selbstinszenierung zurück, weswegen es nicht attraktiv erscheint.

Ersetzt man dagegen die Tugend der Mäßigung durch den Wert des Umweltbewusstseins, sieht die individuelle Bilanz schon sehr viel besser aus. Umweltbewusstsein lässt sich nämlich bestens inszenieren, etwa indem ich mich mit einem elektrisch angetriebenen Auto in die Stadt begeben. Denn damit zeige ich meiner Verbrennungsmotoren bewegenden Umwelt, dass mir Ökologie etwas wert ist. Einen ähnlichen Effekt erreiche ich, wenn ich mich – statt schlicht auf Fleisch zu verzichten – aufwendig als Veganer in Szene setze. Soziologen sprechen in solchen Fällen von einem ‚Distinktionsgewinn', mit dem mein eigener Wert im sozialen Miteinander ‚aufgeladen' wird.

Sieht man einmal davon ab, dass in Bezug auf das eigentliche Anliegen der Nachhaltigkeit der Wert Umweltbewusstsein damit gewaltig hinter die Tugend der Mäßigung zurückfällt, ist daran problematisch, dass auf diese Weise Ethik und Moral ebenfalls zu Werten werden, die wie alle anderen auch den Marktgesetzen unterworfen sind (das Wort ‚Wert' kann seine Herkunft eben nicht verleugnen!) und die deshalb der üblichen Logik gehorchen: Wer hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, der kann sich nicht einmal als ‚wertebewusst' inszenieren. Verständlich ist von daher das Ressentiment, die unterschwellige Wut des Fahrers eines gebrauchten Kleinwagens, der von einem elektrisch betriebenen Oberklasseauto überholt wird, dessen Lenker sich ihm auch noch moralisch überlegen fühlt, weil er sich ‚nachhaltiger' und ‚ökologischer' fortbewegt als jener.

In diesem Dilemma befindet sich übrigens auch Bergmann in ihrem ‚Zeit'-Artikel. Ihre ‚befremdliche, oft auch schmerzhaftes Erkenntnis', von der weiter oben schon die Rede war, besteht ja genau darin, dass sie von ihrer Umwelt ‚als weniger progressiv, offen und emanzipiert angesehen' wird und damit sogar als ‚Antithese all dessen, was sexpositive Feministinnen proklamieren'. Mit anderen Worten: Sie lebt nicht die Werte, die sie eigentlich für richtig hält – ‚proklamiert' –, sondern ihnen entgegenstehende. In ihren eigenen und den Augen anderer erscheint sie deshalb als ‚unauthentisch'.

Dass es sich dabei um ein echtes Dilemma handelt, wird deutlich, wenn man Bergmanns Situation auf dem Hintergrund des Individualismus betrachtet: Hier lebt ein Individuum ganz individuell Werte, die allgemein nicht als individualistisch angesehen werden. Aus der Innenperspektive zeigt sich seine echte Nonkonformität also gerade in seiner scheinbaren Konformität, aus der Außenperspektive erscheint die vermeintliche Konformität dagegen als Beweis für einen mangelnden Individualismus. Um von den anderen als Individuum

anerkannt zu werden, müsste Bergmann daher ihre Individualität leugnen und sich anpassen. Um als Rebellin zu gelten, müsste sie sich dem in ihrer Szene vorherrschenden ‚Mainstream‘ unterwerfen. Je weniger sie auf ihr eigenes Urteil gibt, desto individualistischer wirkt sie also, und je mehr sie sich anpasst, desto rebellischer. Kein Wunder, dass sich dabei die individualistische Katze in den nonkonformistischen Schwanz beißt und sich verschluckt.

Und jetzt?

So betrachtet wundert man sich vermutlich, wie es überhaupt so weit kommen konnte. Dabei drängt sich der leise Verdacht auf, dass der Individualismus, wie er heute gelebt wird, vielleicht gar kein brauchbares Fundament hat. Wenn unsere Identität, unsere Vorstellung von uns selbst ein ewiges Stolpern zwischen Sein und Schein ist, tendieren wir in unserer Gesellschaft, auf deren ‚Märkten‘ wie auf jedem Markt die richtige Inszenierung mehr zählt als das entsprechende Produkt, zwangsläufig eher zum Schein. Auch Bergmann tut dies übrigens, wie man an den von ihr aufgezählten Werten erkennt: „Progressiv, offen und emanzipiert“ sind für sich genommen nämlich völlig inhaltsleere Begriffe. Sinn ergeben sie nur, wenn man sie in Abgrenzung zu etwas anderem betrachtet. Man kann schließlich nicht ‚an sich‘ progressiv sein, sondern nur ‚vergleichsweise progressiv‘. Dasselbe gilt natürlich auch für „offen“ und „emanzipiert“. Selbst was mit „sexpositivem Feminismus“ gemeint ist, wird erst deutlich, wenn man es in Abgrenzung zu den echten und vermeintlichen „Erwartungsrastern“ und „Codes einer weiblichen Sozialisierung“ betrachtet.

Ich vermute, dass darin auch ein Teil von Bergmanns Dilemma besteht. In ihrer „LGBTQI-Community“ ist man zwar bemüht, sich von der übrigen Gesellschaft abzugrenzen, gleichzeitig entwickelt man trotzdem gerade dadurch ungewollt so etwas wie einen eigenen ‚Mainstream‘, der aber eben in der Abgrenzung besteht. Bei zwei Polen kann man sich freilich nicht als Individuum definieren, weil man immer so ist wie ‚die einen‘, wenn man nicht so ist wie ‚die anderen‘. Eine Gemeinschaft unterliegt eben immer bestimmten Gruppenprozessen und regeln, selbst dann, wenn sie den deutschen Begriff durch einen englischen ersetzt. Auch die Nonkonformisten gehen deshalb zwangsläufig miteinander konform, wenn sie im Kontrast zur ‚Mehrheitsgesellschaft‘ leben wollen. Und je mehr sich die ‚Mehrheitsgesellschaft‘ als solche auflöst, weil sie sich als Summe von Individuen begreift, desto mehr muss eine auf Abgrenzung beruhende ‚nonkonformistische Identität‘ ins Leere laufen.

Vielleicht wird das gerade am Beispiel der „LGBTQI-Community“ deutlich. Von außen betrachtet hat sie im vergangenen halben Jahrhundert einen enormen Emanzipationsprozess erlebt: In den deutschen Medien ist sie mittlerweile dauerpräsent, über ihre Vertreter und Anliegen wird in aller Regel auch nur positiv berichtet, Veranstaltungen wie der ‚Christopher-Street-Day‘ werden von Politik und Meinungsmachern zur Selbstinszenierung genutzt (sie sind also so positiv konnotiert, dass sie zur ‚Wertaufladung‘ dienen können), an öffentlichen Gebäuden wird bei verschiedenen Anlässen die Regenbogenflagge gehisst, in den Bildungsplänen vieler Bundesländer wird nicht mehr nur Toleranz gelehrt, sondern zur Akzeptanz erzogen, und nicht zuletzt haben Wirtschaft und Tourismusindustrie damit verbundene Moden und Örtlichkeiten als Vermarktungsmöglichkeit entdeckt. Mit anderen Worten: Wenn die „LGBTQI-Community“ noch nicht im ‚Mainstream‘ angekommen sein sollte, dann steht sie doch zumindest kurz davor. Der Ruch des Nonkonformismus und des rebellischen Gegenentwurfs zur ‚Normalgesellschaft‘ hat sich jedenfalls ziemlich verflüchtigt.

Damit wäre es jedoch an der Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, wie die eigene Identität und Individualität denn anders begründet werden kann als durch Abgrenzung. Oder um es mit einem abgewandelten Wort auszudrücken, das in meiner Jugendzeit als Weisheit der Ureinwohner Amerikas von Greenpeace verbreitet wurde: Wenn erst die letzte Kette gesprengt, die letzte Fessel abgelegt worden und die letzte Mauer eingerissen ist, werdet ihr erkennen, dass Freiheit an sich noch kein endgültiges Ziel sein kann, sondern nur eine Etappe auf dem Weg dorthin.

Die Autorin des „Zeit“-Artikels beschreitet diesen steinigen Weg jedoch nicht, sondern wandelt weiter auf dem ausgetretenen Pfad, „Identität“ durch Abgrenzung und Anderssein zu definieren. Die „Wertestruktur“ des Individualismus sieht es schließlich vor, eine „unverwechselbare Identität zu besitzen und dieser in ihren Lebensäußerungen einen authentischen Ausdruck zu verleihen“ (Kreutzer 2014), wie weiter oben schon festgestellt worden ist. Wohin die Reise führt, ist deshalb vorgezeichnet: „Identität“ muss noch enger definiert werden als bisher, eben nicht nur in Abgrenzung zum ‚Mainstream‘, sondern auch noch einmal innerhalb der dadurch abgegrenzten „Community“ zum in ihr wiederum vorherrschenden ‚Mainstream‘. Die vermeintliche Exklusivität der auf diese Weise skizzierten kleineren Gruppenidentität wird anschließend durch eine neue Bezeichnung – in diesem Fall „demisexuell“ – zumindest für eine Weile sichergestellt.

Im „Zeitalter des Zorns“ ahnt man, worauf das hinausläuft: In einer vom Ressentiment aufgeladenen Umgebung werden Vertreter dieser neuen „Identität“ schon recht bald erkennen, dass sie eigentlich auf unzähligen Gebieten benachteiligt sind und deshalb nach einer ‚Gerechtigkeit‘ rufen, die sich in entsprechenden Förderprogrammen, Quoten und Aufrufen zur Akzeptanz niederschlägt. Die oft gerühmte ‚Vielfalt‘ und ‚Diversity‘ erhält von daher ein Geschmäckle, weil sie nicht selten eher zur Separation als zur Schaffung einer größeren Einheit genutzt wird. ‚Vielfältige‘ Sexualität bedeutet dann in unserem Fall, dass sich immer mehr und kleinere Einheiten bilden und voneinander abschotten, in denen jeweils eine recht homogene Form gelebt wird. Ein wirklicher Dialog miteinander findet dann jedoch kaum noch statt, der Ruf nach ‚Vielfalt‘ erscheint vielmehr eher als verkappte Forderung, das Eigene umso ungestörter und unhinterfragter durchsetzen zu können – und dafür wenn möglich gesellschaftliche Ressourcen abzuschöpfen.

In der „heteronormativen“ Mehrheitsgesellschaft stößt das wiederum auf großen Unmut und wird damit das Ressentiment verstärken. Denn das von Bergmann ihrer „Identität“ zugrundegelegte Gefühl, „ich schlafe erst mit jemandem, wenn ich eine emotionale Bindung spüre“, ist ja auch unter heterosexuellen Konformisten weit verbreitet, obwohl es die Autorin dort nicht als „Identität“ anerkennt, sondern als „ultimative Erfüllung der schönsten Hollywood-Fantasie“, als Ergebnis „einer pruden Erziehung“, als „romantisch-verklärtes Ideal“, als „moralische Entscheidung“ oder eben als „Erwartungsraster“ einer „weiblichen Sozialisierung“ charakterisiert. Das Ergebnis ist jedoch in jedem Fall dasselbe. Mit welcher Begründung sollten also einer „Identität“ besondere Rechte – in unserem Fall: „Demisexuellenrechte“ – eingeräumt werden? Und wieso sollten die einen in Bezug auf bestimmte Eigenschaften und Vorlieben für sich eine Unveränderlichkeit reklamieren dürfen, die anderen jedoch nicht? In der allgemeinen Logik des Individualismus wäre mit speziellen Rechten ja ein besonderer ‚Marktzugang‘ verbunden, der die Erfolgs- und Selbstinszenierungschancen dieser besonderen ‚Identitätsträger‘ auf Kosten der anderen vergrößert.

Verstärkt wird diese Problematik zusätzlich durch die oft zu hörende Behauptung, das Lebensgefühl eines Menschen, der sich einer bestimmten ‚Identität‘ zurechnet, könne von anderen, die ihr nicht angehören, nicht einmal ansatzweise nachempfunden werden. Implizit wird damit gesagt, dass wir nicht in der Lage sind, uns in die Lebenssituation von anderen auch nur ansatzweise hineinzusetzen bzw. eigene Erfahrungen von Ausgrenzung und Benachteiligung auf andere zu übertragen. Um bei unserem Beispiel zu bleiben: Als sexuell empfindender Mensch kann ich mir demnach gar nicht vorstellen, wie es einem „demisexuellen“ geht – womit die eben gemachte Feststellung, das Gefühl, „ich schlafe erst mit jemandem, wenn ich eine emotionale Bindung spüre“, sei auch unter sexuell empfindenden Menschen weit verbreitet, falsch wäre. Denn mein Gefühl in dieser Hinsicht unterschiede sich grundsätzlich von dem eines „demisexuellen“ Menschen.

Wenn das so wäre, dann wäre nicht nur jeglicher Dialog außerhalb von ‚Echokammern‘ sinnlos, sondern auch die Unteilbarkeit der Menschenrechte in Frage gestellt. Sie beruht ja auf der Annahme, dass es zum Beispiel keine Menschen gibt, die ‚als Sklaven geboren‘ sind und

denen es entsprechend wenig ‚ausmacht‘, in unwürdigen Verhältnissen zu schuften. Vielmehr wird statt dessen davon ausgegangen, dass jeder Mensch frei sein möchte und deshalb ausnahmslos alle – unabhängig von Geschlecht, sexueller Orientierung, Alter, Herkunft, Familienstand, Lebensstandard, Religion oder was auch immer Menschen unterscheiden mag – Sklaverei gleichermaßen als menschenunwürdig empfinden.

Wird diese Grundannahme stillschweigend fallengelassen, dann stehen wir nicht nur vor einer Epochenwende, die das Ende einer jahrhundertealten abendländischen Tradition markiert, es stehen uns auch schwere Zeiten bevor. Denn wenn über Probleme nicht in einem Dialog verhandelt werden kann, in dem an Mitmenschlichkeit und Empathie appelliert wird, dann können echte oder vermeintliche Benachteiligungen nur mit Hilfe von Zwangsmitteln beseitigt werden. Statt auf Argumente sollte man sich in dieser Situation daher lieber auf den Zugang zu Machtmitteln konzentrieren, also die Gesetzgebung, die Polizeigewalt und die Gerichte. Die zynische postmoderne Behauptung, alles sei nur ein ‚soziales Konstrukt‘, mit dem letztendlich die wahren Machtverhältnisse verschleiert würden, würde sich dann bewahrheiten – allerdings eher im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung.

(Un)Prophetische Gedanken

Vor diesem Hintergrund sollte es nicht verwundern, dass sich die ‚Identitätspolitiken‘ von ‚links‘ und ‚rechts‘ nicht nur gegenseitig bedingen, sondern auch aufschaukeln. Während die eine Seite für immer kleinere ‚Identitäten‘ „Toleranz und Respekt“ (Bergmann 2017) einfordert und das Allgemeinmenschliche im Begriff der Menschenrechte durch entsprechend andere ‚Identitätsbegriffe‘ ersetzt, bekämpft die Gegenseite solche immer kleiner werdenden Identitätsabgrenzung umso vehementer, weil sich ansonsten ihre Fiktion einer großen ‚nationalen‘, ‚kulturellen‘ oder gar ‚völkischen‘ Identität nicht mehr aufrechterhalten lässt.

Weil aber beides vor allem von der Abgrenzung lebt, weil ‚Identität‘ immer vom Andersein und Besonderssein her definiert wird, drohen damit entweder Pest oder Cholera, nämlich entweder eine ‚illiberale Demokratie‘, in der die kleineren ‚Identitäten‘ zugunsten des ‚Volksganzen‘ eingeschränkt werden, oder eben ein ‚undemokratischer Liberalismus‘, in dem innerhalb der Mehrheitsgesellschaft von oben herab bestimmten, machtvollen ‚Identitäten‘ Sonderrechte eingeräumt werden, die sich auf demokratischem Weg nicht vermitteln ließen.

Das sind zwei gleichermaßen nicht erstrebenswerte Extreme, zwischen denen es keinen Mittelweg geben kann. Wir haben es vielmehr mit einem neuen Totalitarismus zu tun, der so ganz anders ist als der des zwanzigsten Jahrhunderts, aber gleichzeitig auch so ähnlich. Während die beiden großen totalitären Ideologien des letzten Jahrhunderts, der Faschismus und der Kommunismus, von dem Gedanken beherrscht waren, man könne den Menschen von Grund auf verändern und ‚neu erschaffen‘, wenn man die Gesellschaft nur radikal genug umgestalte, lebt der neue Totalitarismus von einem ähnlichen Fortschrittsgedanken, allerdings genau andersherum. Heute ist man vielerorts der Meinung, das Individuum habe eine ihm vorgegebene, völlig unveränderliche Identität, weswegen die Gesellschaft gnadenlos angepasst werden müsse. Beides ist jedoch so grundfalsch, dass nicht einmal das jeweilige Gegenteil richtig ist. Und beides führt in eine totalitäre Finsternis, in der Individuum und Gesellschaft auf Biegen und Brechen deckungsgleich gemacht werden sollen.

In all dem gerät der Individualismus unter die Räder. Ein Mensch, der sich wirklich als Individuum versteht, hat nicht nur keine Lobby in einem System, das ausschließlich in gruppenbezogenen ‚Identitäten‘ denken kann, er teilt auch dessen Voraussetzungen nicht. Echter Individualismus setzt nämlich die Einsicht voraus, dass tatsächlich nichts unveränderlich ist, weder das Individuum, noch die Gesellschaft. So etwas wie eine ‚unveränderliche Identität‘, etwas, was ich einfach nur über mich akzeptieren muss, gibt es im Individualismus grundsätzlich nicht und kann es auch gar nicht geben. Unsere Geschöpflichkeit, die Tatsache, dass wir vergänglich sind, Lernprozessen unterliegen, an unserem Charakter arbeiten und uns kulturell anpassen können, spricht dagegen. Ich kann heute gar nicht mehr derselbe sein wie gestern und morgen nicht derselbe wie heute. Und ob

das, was ich heute als Begrenzungen meiner ‚Identität‘, meiner Persönlichkeit und meines Charakters empfinde, auch morgen noch dasselbe ist, hängt in nicht geringem Maße davon ab, wie ich mich heute verhalte. Die Gesellschaft wiederum ist genauso das Produkt des Miteinanders von Individuen wie diese das Produkt der Gesellschaft sind. Beides ist deshalb gleichermaßen offen und formbar.

Was kommt nach dem Individualismus?, war die Ausgangsfrage dieses Artikels. Darauf kann ich keine Antwort geben, weil ich nicht in die Zukunft schauen kann. Ich sehe die nicht zu unterschätzende Gefahr, dass sich die gesellschaftliche Spaltung vertieft und durch das damit verbundene Ressentiment noch mehr angeheizt wird, je mehr wir Individuen als mit unveränderlichen ‚Identitäten‘ ausgestattet sehen. Was unveränderlich ist, kann nämlich keine Kompromisse eingehen, und was nicht flexibel ist, wird sich entweder durchsetzen oder zerbrechen. Die ‚Identitätspolitik‘ läuft daher zwangsläufig auf einen Machtkampf mit allen damit verbundenen Folgen hinaus.

Vorstellen kann ich mir aber auch – und das ist meine Hoffnung! –, dass wir nach einem Blick in den Abgrund zurücktaumeln und uns der schwierigen Aufgabe stellen, unsere Individualität anders als Besonders- und Einzigartigsein und damit durch Anderssein und Abgrenzung zu definieren. Wenn sowohl Individualität wie Gesellschaft im Grunde Variablen sind, dann müssen wir uns auch gar nicht abgrenzen. Vielleicht sollten wir das Leben daher nicht länger als Konkurrenzkampf, sondern als Tanz betrachten, als ein großes Spiel, in dem Individuum und Gesellschaft als zwei Variablen in Beziehung zueinander gesetzt werden. Denn ich bin nichts Besonderes, sondern ein Kind meiner Umwelt. Aber gerade das lässt meine Umwelt überhaupt erst zu dem werden, was sie ist, weil sie ohne mich eine andere wäre. Und das wiederum gibt mir Identität, weil ich nur durch diese Umwelt zu dem geworden bin, was ich bin, und auf dem Weg zu dem bin, was ich einmal sein werde. Die Verhältnisse, die Gesellschaft, die Kultur, all das verändern sich in diesem Wechselspiel miteinander. Und über allem schwebt eine große Gelassenheit, weil niemand mehr einem anderen etwas beweisen muss.

Die christliche Theologie könnte dazu übrigens einen Beitrag leisten, wenn sie einerseits die Vorstellung der ‚Person‘ bzw. ‚Hypostase‘ und andererseits die Wirklichkeit des Leibes Christi wieder mehr in den Mittelpunkt rücken würde. In der klassischen Theologie existieren Personen nämlich nicht als Individuen, sondern immer nur als Teil von etwas Größerem. Ausgangspunkt dieser Überlegungen ist die Dreieinigkeit Gottes, die sich in einem Gott in drei Personen bzw. Hypostasen zeigt. Einer steht dabei für das Ganze genauso wie das Ganze für den einen. Für so etwas wie ein bindingsloses Individuum ist dabei kein Platz, wohl aber für Individualität.

Ergänzt und erweitert wird diese Vorstellung durch die Betonung des Leibes Christi. In der heutigen Diskussion von 1. Korinther 12 stehen oft die Verschiedenheit der Gaben im Mittelpunkt sowie der Gedanke, dass jeder sich frei entfalten solle. Das ist sicher richtig, trifft die Grundidee eines Körpers jedoch nur bedingt. Faszinierend an einem Körper ist ja, dass sich die Hand gar nicht selbst als solche versteht, sondern eben nur als Teil des Körpers. Ein Organismus ist nämlich nicht nur mehr als die Summe seiner Teile, er ist überhaupt nicht die Summe seiner Teile. Ein Mensch ist ein Mensch, ob ihm nun eine Hand fehlt oder er eine Zehe zu viel hat. Hierzu gehört auch die Fähigkeit des menschlichen Körpers, fehlende Sinnesorgane oder Gliedmaßen durch den Einsatz der anderen zumindest teilweise zu kompensieren. Wer schlecht sieht, hört oft umso besser. Und wem eine Hand fehlt, der entwickelt eine erstaunliche Geschicklichkeit mit der anderen. Wenn wir also von einer Gabenorientierung in der Gemeinde sprechen, wenn wir mit Bezug auf 1. Korinther 12 die Vielfalt der Gaben innerhalb des Leibes Christi betonen, sollten wir dies ähnlich zentral stellen. Vielfalt und Unterschiedlichkeit sind nur dann nicht spaltend und trennend, wenn sie als bereichernde Ergänzung erfahren werden. Dazu aber muss man sich zunächst als Einheit verstehen, in der sich die Einzelnen nicht in einem immerwährenden Konkurrenzkampf befinden.

Der Apostel Paulus wollte genau daraufhin hinaus. Und wenn ich ein Prophet wäre, würde ich gern verkündigen, dass die Entwicklung in diese Richtung geht, dass wir nach der Überbetonung des Individuums wieder und neu die Gemeinschaft entdecken und uns als Glied an einem größeren Ganzen verstehen – allerdings einem Ganzen, das größer ist als unsere kleinen ‚Identitäten‘, an etwas, das mindestens die Menschheit, aber eigentlich die ganze Schöpfung umfassen müsste.

Benutzte Literatur

- Bergwein, Petra (2017): Verkehr lieber später, in: Die Zeit vom 30. Juni 2017, <https://www.zeit.de/kultur/2017-06/sexuelle-identitaet-demisexualitaet-sex-berlin-10nach8/komplettansicht> (abgelesen am 27.11.2018).
- Eckert, Daniel (2017): Die Rezession der Demokratie, in: Die Welt vom 17. Oktober 2017, <https://www.welt.de/wirtschaft/article169697484/Die-Rezession-der-Demokratie.html> (abgelesen am 27.11.2018).
- Kreutzer, Ansgar (2014): „Gnade für das unternehmerische Selbst“. Eine theologische Kritik der überzogenen Leistungsgesellschaft, in: Stimmen der Zeit 139/2014, S. 547-557, <https://www.herder.de/stz/hefte/archiv/139-2014/8-2014/gnade-fuer-das-unternehmerische-selbst-eine-theologische-kritik-der-ueberzogenen-leistungsgesellschaft> (abgelesen am 27.11.2018).
- Mishra, Pankaj (2017): Das Zeitalter des Zorns. Eine Geschichte der Gegenwart, Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Neumann, Marc (2018): Ihre Eltern räumen alle Stolpersteine aus dem Weg – Social Media teilt sie in aggressive Stämme, in: Neue Züricher Zeitung vom 20. November 2018, <https://www.nzz.ch/feuilleton/social-media-laesst-jugendliche-in-stammesdenken-zurueckfallen-ld.1436150> (abgelesen am 27.11.2018).
- Schimank, Uwe (2012): Individualisierung der Lebensführung. Bundeszentrale für politische Bildung, <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verhaeltnisse-eine-sozialkunde/137995/individualisierung-der-lebensfuehrung?p=all> (abgelesen am 27.11.2018).
- Ullrich, Wolfgang (2017): Wahre Meisterwerke. Stilkritik einer neuen Bekenntniskultur, Berlin: Wagenbach.
- Zukunftsinstitut (o. J.): Die Individualisierung der Welt, <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/die-individualisierung-der-welt> (abgelesen am 27.11.2018).